



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Borokowsky, Ernst: Die Frühlingstage der Romantik in Jena. 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Die Geseze hatte schon General von Lignitz in anspruchslloser Form gebracht. \*) Wozu sie zweimal drucken!? Wenn wenigstens die Übersetzung durch die russische Regierung authentifiziert wäre. Da aber das Buch mit solchen Präntensionen auftritt, wie ich sie oben angeführt habe, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihm die Grundlagen dafür fehlen. Wer sich ernstlich über Rußland unterrichten will, lese eins der von Herrn Schlesinger in Vausch und Bogen verworfnen, von deutschen Autoren geschriebnen „Hilfsbücher“, die ich genannt habe, und noch manches andre. Keine von diesen Monographien und Detailstudien wird durch Herrn Schlesingers Buch ersetzt.



## Die Frühlingstage der Romantik in Jena \*\*)

Von Ernst Borfowsky in Naumburg a. S.

2



Am Bbbergraben neben dem Roten Turm haben die Schlegels gewohnt. Gastlich standen die Türen auf. Wie eine große Familie fühlten sich hier die Romantiker, und am liebsten hätten sie als eine freie Lebensgemeinschaft alle unter einem Dache gehaust.

Es bedurfte das Geschlecht, das so reich an eigener Stimmung war, noch nicht der Inspiration einer anspruchsvollen Interieurstimmung. Müchtern, ohne künstlerische Farbenempfindung boten sich die Zimmer mit ihrem kalten, hellen Kalkanstrich, von dem die kleinen schwarzen Silhouetten blickten. An den Fenstern hingen saubere Mullvorhänge. Die Möbel aus gelblichem Kirschholz oder, wenn sie kostbarer waren, aus rotem Mahagoni mit Bronzebeschlägen waren von einer gespreizten Behaglichkeit. Auf der hauschigen Kommode, die noch vom Kokoko sprach, tickte die Standuhr zwischen Mabafter-säulchen. Das Schreibkabinett am Fenster mit seiner feinen Holzurnierung wies auf klassizistischen Geschmack, wie auch die Servante, hinter deren Glas-scheiben das bunte Porzellan geordnet war. Auf der Sofabank lagen perlen-gestickte Kissen. Der große runde Tisch ruhte schwer auf einer dicken Säule. Um ihn standen die Stühle; ihr Sitz war mit gestreiftem Stoff überzogen, und ihre Rückenlehnen zeigten zierlich gesezte Stabmuster.

Karoline, die sich am gewandtesten der Häuslichkeit besleißigen kann, bereitet den Tee. Die Herren halten die Tabaksdose. Es sind keine Seigneurs der Mode. Mag alles, was man in Jena denkt und dichtet, Gesezeskraft haben in deutschen Landen — die Mode wird von hier aus nicht beeinflusst. Aber

\*) Rußlands innere Krisis. Berlin, Boffische Buchhandlung, 1906.

\*\*) Vgl. Grenzboten Nr. 11.

drüben in Weimar erscheint Vertuchs Journal des Luxus und der Mode, die erste deutsche Modenzeitung. Daß Schiller sich wunderbarlich kleidete, fiel jedem Fremden auf. Auch die Romantiker halten nichts mehr von Popf und Puder. Sie streichen das Haar wild zurück, wie die Libertins und Sauvages, oder gehn à la Titus frisiert, oder lassen nach Novalis Art die Locken sich sanft über den Kragen ringeln. Statt des Dreispitzes tragen sie den hohen Filzhut und um den gereckten Hals die Binde der Incroyables. Wilhelm Schlegel kleidet sich mit studierter Sorgfalt, und er wählt wie Goethe den braunroten Überrock und die schwarzzeidnen Beinkleider bis zum Knie. Ein anderer, der als Danton gelten will, liebt die langen Hosen. Man will nicht den Luxus; man verwirft alle die brodierten Westen, die blizenden Schuhchnallen, goldnen Knöpfe, Spizenjabots und Spizenmanschetten. So ganz bescheiden pflegte selbst Humboldt sein Außeres, daß er in Jena in der Gesellschaft nach dem Mittagessen immer gleich seinen Staatsrock auszog, ehe er sich mit den andern an den Kaffeetisch setzte.

Auch den Frauen erscheint die Simplizität als das Reizendste. Und die Einfachheit tritt bisweilen präventiös auf. Die Revolution hat ihnen das antike, rhythmisch wallende, weiße Gewand gebracht; nur um die hohe Taille schlingen sie gern ein farbiges Band. Sie wollen keinen Schmuck mehr um den Hals, auch nicht in den Ohren und in dem natürlich geordneten Haar.

Wie ein entzückender zarter Hausgeist waltete hier zwischen den Männern und den Frauen Auguste Böhmer, die Tochter Karolines aus der ersten Ehe. Sie war die Verkörperung der romantischen Poesie, das weibliche Gegenbild zu dem Süngling Novalis — „die Jugend in der Jugend, Lieb in Liebe, Natur in der Natur, Gottheit der Götter“. 1799 war sie kaum vierzehn Jahre alt. Tischbein hat ihr liebliches Gesicht gemalt, schlank und hell; und man mag nun gern in diesen feinen Zügen alles lesen, was wir von ihr wissen — ihre mädchenhafte Schüchternheit, die schwärmerische Sinnigkeit, wenn sie die Augen niederschlug, und dann, wenn sie sie aufschlug, die übermütige Ausgelassenheit des Wildfangs. Am liebsten spielte sie noch und lachte sie, ganz Kind. Und doch las sie so eifrig griechisch und italienisch und konnte mit den Männern so ernsthaft und verständig über das Faustfragment und über den Nathan sprechen. Sie hörten aber doch noch lieber den Wohlklang ihrer Stimme, wenn sie sang. Am begierigsten Schelling, der immer, wenn er mit der Mutter Dante las, von seinem Buche zu der Tochter hinüberblicken mußte. Seine Beatrice war sie dann, bis Karoline seine Leidenschaft für sich nahm. An der Schwelle des Lebens hat das Mädchen bald umkehren müssen, wie Novalis. Nach ihrem Tode schrieb Karoline an Schelling: „Wenn die Wolken des eignen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit sich bald wieder und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beschienen, der mein Kind einschließt wie mich. Die Allgegenwart, das ist die Gottheit — und meinst Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu sein?“

Über den Weltenprospekt zog brüllender Völkerkampf, wie dürres Holz zersplitterten alte Reiche — in dem kleinen Jena stürzte das alles das Wilhelm-Meister-Dasein nicht. Aber eine Schlacht zwischen dem Alten und dem Neuen wurde auch hier gefochten. „Die Poesie ist das Höchste und Letzte“, rief Schelling, der 1799 das System seiner Naturphilosophie baute. Wilhelm Schlegel stand auf dem Katheder. Zu Hause übersetzte er, dichtete er. Tieck vollendete mit schnellem Wurf seine Genoveva. Novalis dichterische Kraft wurde wieder lebendig; er trug sich mit seinem „Heinrich von Ofterdingen“. Dorothea schrieb ihren Roman „Florentin“. Und Friedrich Schlegel konnte vor lauter Dichten und Denken nicht zum Bilden und Schaffen kommen. Ganz wie der junge Bursch das schönste erste Semester mit Bewußtsein verändelt, pries er die göttliche Kunst des Müßiggangs: „O Müßiggang, Müßiggang! Dich atmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod! Einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb . . . Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren.“

Merkwürdig, eher kam einmal den Frauen als einem der Männer der Gedanke, wie phäakenhaft doch eigentlich den Poeten und Ästhetikern hier der Tag dahinglitt, indes draußen das Genie der Tat die große Weltgeschichte machte. Karoline erzählte einst ihrer Tochter von dem, was es in der Poesie Neues gab; plötzlich unterbrach sie sich: „Doch diese Händel gehen dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber sehr viel.“ Und Dorothea rief einmal Schleiermacher zu: „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet ihr, um auszuruhen, schreiben wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte!“ Heute saß die Gesellschaft und hörte das Konzert des blinden Flötenspielers Dülon aus Petersburg; morgen reiste sie in schwerfälligen Chaisen nach Weimar hinüber, um die erste Aufführung der Piccolomini zu sehen. Denn an diesem Wallenstein war ganz Jena interessiert mit einem gewissen Stolz — war das Drama doch in ihrer Mitte entstanden! „Die Familien der Professoren, sagt Heinrich Steffens, sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts anderm sprechen. Frauen und Töchter intrigierten gegeneinander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren.“ An einem andern Tage führte man selbst daheim Theaterstücke auf. Einmal war es Goethes Stella, und Karoline spielte die Rolle der Cäcilie. Ein andermal nahm man Iphigenie, und die las sie noch herrlicher; man hörte es an dem Klingen ihrer Stimme, wie tief sie in die Dichtung drang. Friedrich schrieb an Auguste: „Wenn Du wieder da bist, wollen wir auch etwas agieren, etwas, wie das Stück, von dem Du schreibst. Du machst die schöne, aber treulose Angelika, Tieck den kleinen beglückten Schäfer Medoro, Schelling den rasenden Paladin, Orlando den Wittigen, ich

Kaiser Karl den Großen, und Wilhelm den edeln Vetter Rinaldos von Montalban."

In einem ernster gestimmten Tage macht sich Tieck zum Verkünder des mystischen Philosophus Teutonicus Jakob Böhme, und Novalis folgt ihm als Jünger. Dieser Novalis. Karoline sagte einmal zu ihm: „Sehen Sie, man weiß sich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es soll ein Buch werden, und, wenn sie lieben, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika ist.“ Oder es haft sich das Gespräch in die Naturwissenschaft ein. Alle sind ihr zugetan, die ihnen neue Welten erschließt. Novalis adelt mit seinem reichen Geist seinen bürgerlichen Beruf und baut mit seiner Dichtersprache geologische Hypothesen. Wie ein Hymnus klingt an, was er über die Mathematik sagte: „Das Leben der Götter ist Mathematik“, oder: „Keine Mathematik ist Religion“. Leidenschaftlich ist der Eifer für die junge Wissenschaft der Elektrizität. Eben erzählt Steffens, wie er sich neulich aus den Talerstücken seiner heimatlichen Geldsendung eine Voltasche Säule konstruiert habe, und gleich müssen die Damen und die Herren zu ihm kommen, sie anzusehen. Dann zeigt ihnen der stille Ritter, wie Galvani die elektrischen Zuckungen der abgehäuteten Froschschenkel fand. Man disputiert über Goethes Pflanzenmetamorphose, über Priestleys Entdeckung des Sauerstoffgases, über Lavoisiers Verbrennungstheorie, über Werners geognostische Ansichten und Cuviers vergleichende Anatomie, aber auch über Lavaters Physiognomik und Goethes Schädellehre.

Und es ist ein anderer Tag; da ist der kleine gelbliche Gries mit den schwarzen Augen, der so schwer hört, aus seinem altjüngferlichen Stübchen herabgekommen. Er hat gerade seine Tassoübersetzung beendet, und er liest nun in seinem bescheiden Glück daraus vor.

Dann gibt Wilhelm Schlegel ein neues Stück seiner Shakespeareübersetzung. Er rezitiert gut; aber Tieck weiß mit vollendeter Künstlerschaft zu lesen. Das sagen alle, namentlich wenn er seinen Liebling Holberg vornimmt. Und er versteht es auch, famos zu improvisieren. Er erdichtet einmal über ein Thema, das ihm die Gesellschaft stellt, fast ohne Besinnen ein ganzes Theaterstück und führt es sogleich auf, indem er sämtliche Rollen allein übernimmt. Nicht müde wird man, über Wilhelm Meister zu sprechen; aber es trägt jeder doch dabei seinen eignen Roman im Kopfe und flechtet in dies bunte Gewebe die Gestalten, die da um ihn herum im Kreise sitzen und schwärmen. In seinen Bewegungen ist Steffens der Lebendigste. Wie ein sinnender Priester sitzt gegenüber Friedrich Schlegel und umfaßt mit Daumen und Zeigefinger seine Stirn, läßt dann die beiden Finger einander nahe kommen und bewegt sie langsam am Rücken der Nase herunter und über die Nasenspitze hinaus in die Luft. In dem Moment kommt die Malice heraus, so drastisch, daß Karoline und Dorothea vor Lachen beinahe auf der Erde liegen. Seine Aperçus sind Signalschüsse. Nun schwirrt das Pfeilgesecht der spizen Witz. Einst ist Karolines Mutter dabei, eine

würdige Haubenmatrone. Verwundert hört sie eine Weile auf das tolle Zeug, das Gemisch von Tieffinnigem und Groteskem; ihre Augen werden immer runder; da steht sie rauschend vom Sofa auf und geht kopfschüttelnd zur Tür; sie kann den „vielen Witz“ nicht vertragen, erklärt sie. Hätte sie erst gehört, wie Wilhelm Schlegel seine Parodie auf die Würde der Frauen deklamierte:

Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe  
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,  
Flicken zerrissene Pantalons aus.  
Kochen den Männern die kräftigen Suppen,  
Puzen den Kindern die niedlichen Puppen,  
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus!

In einem Briefe Dorotheas, der aus Jena geschrieben ist, steht: „Ich werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden sollte, müßte von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Konzert von Witz und Poesie, von Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgibt, kann einen die ganze Welt vergessen machen.“ In einem Briefe an seine Schwester hat einmal Tieck das gesellige Treiben der Romantiker als „eine einzige Schweinewirtschaft“ bezeichnet; aber er selbst hat das derbe Landsknechtswort wieder verschluckt. Als er später den fünften Band seiner Schriften dem Freunde Wilhelm widmete, hat er an die goldenen Tage denken müssen, die damals schon neunundzwanzig Jahre zurücklagen. „Jene schöne Zeit in Jena ist, obgleich mich bald die Gicht zum erstenmal dort schmerzhaft heimsuchte, eine der glänzendsten und heitersten Perioden meines Lebens. Du und Dein Bruder Friedrich, Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam, diese Geister und ihre vielfältigen Pläne, unsre Ausichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest von Witz, Laune und Philosophie. Soviel Scherz, Kritik, Gelehrsamkeit und Poesie ward ausgesprochen und bestritten, daß kein geistreiches Buch dergleichen wiedergeben oder ersetzen kann.“

Wenn die schönen Frühlingstage kommen! Wie ein seliger Bacchantenzug jauchzen die Gefellen, mit Blumenkränzen umwunden, über die sanften Hügel dahin. Und sinkt die Sonne, so streichelt ihnen die laue Nacht die erhitzten jungen Wangen; und es schwärmt sich so wonnig, wenn die Menschenwelt unter ihren kleinen Dächern im Mondschein ihren unschuldigen Kinderschlaf schläft.

Die Abneigung gegen Staatsvorschriften und gegen jene Philistertugend, die nur konventionelle Scheinsittlichkeit ist, und dagegen die unbevormundete Freiheit des Ich, die Ausnahmestellung des Genies und dann noch das Zusammenfließen von Poesie und Leben, Kunst und Sittlichkeit — das alles ergab die Ethik der Romantiker in Jena. Das Problem der Ehe, wie sie sie dachten, sollte die Erlösung der Frau sein. Die Ehe hingegen, die das bürgerliche Leben zeigte, war ihnen Konkubinat. Sie proklamierten die Liebe als Anziehung selbständiger Charaktere, als innige Gemeinschaft innerlich und äußerlich freier und unabhängiger

Menschen, als eine Kameradschaft, in der das Sittliche von dem Sinnlichen nicht geschieden ist. Die „Lucinde“ sollte dies Mysterium der wahren Lust und Liebe wie einen Gottesdienst verkünden. Schleiermacher hatte in seinen „Vertrauten Briefen“ selbst die öffentliche Verteidigung des Buches gegen die Anklage der Frivolität übernommen. Und er hat denn auch in Schlegels Geiste in seinem Frauenkatechismus so gesprochen: „Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten!“ Und weiter: „Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden!“ Und: „Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde!“

So genialisch auch die Romantiker in ihren Theorien taten, und so sehr auch wohl in ihrem Gebaren die Lust lag, aller Konvention ins Gesicht zu lachen — Jena war ihnen doch kein Venusberg, und ihre von der Französischen Revolution beeinflusste Emanzipation der Sitten war noch weit von skandalöser Niederlichkeit und bedenklicher Dekadenz entfernt. Man tadelt hier nicht, wenn man den Geist begreift. Die Männer und Frauen lebten ja doch schließlich alle in der romantischen Region der Poesie, aus der die Schwindsche Hochzeitsreise stammt.

Frau Fichte hatte einmal ein Gespräch mit der Frau Frommann und verlangte von dieser, daß sie, gleich ihr, den Verkehr mit den „leichtfertigen Frauen“ aufgebe. Frau Frommann, die gewiß eine musterhafte Gattin war, entgegnete, daß sie in der Stille ihren eignen festen Weg gehe, daß sie auch die Lebensanschauungen jener Frauen keineswegs teile, daß sie aber doch für ihre „sonstigen Vorzüge“ nicht blind sei.

Die Romantik feierte in Jena den schönsten Frühling. Frühlingstage sind noch niemand zu lang geworden. Der Wind kam schnell, der an den Blütenbäumen schüttelte.

Es waren alle so eigenwillige Menschen, die Romantiker; sie konnten sich einer Idee nur so lange beugen, als die Feststimmung währte. Eine Republik von lauter Despoten. Aber sie haben sich nicht gegenseitig erwürgt wie die jenseits des Rheins.

Das Ärgertlichste waren die häuslichen Zwürfnisse. Zwar die Treue des Brüderpaares konnte nichts scheiden; aber den Frauen war auch im Sonnenschein des Idealismus der hämische Händelgeist nicht erblichen. „Wenn die Dorothea nur jemand totschlagen wollte, ehe ich sterbe!“ schrieb einmal Karoline. Auch der Tod fand den Weg; er nahm zuerst die junge Auguste. Die goldige Prinzessin welkte dahin; auf dem kleinen Kirchhof zu Vocklet fand sie schon im Jahre 1800 ihr Grab, und das Grabdenkmal, das Thorwaldsen für sie entwarf, blieb ein Fragment. Im nächsten Jahre ging heiter lächelnd auch Novalis in die Heimat seiner Träume.

Wilhelm Schlegel fand in seinen ästhetischen Vorlesungen unter den Studenten nicht den enthusiastischen Widerhall, dessen er bedurfte; er verließ am Ende des Sommers 1800 das Katheder für immer. Und da rief denn auch das Parteiblatt, das Athenäum, zum letztenmal zum fröhlichen Sagen.

Zugleich ging Tieck. „Den anmutigen und würdigen Lump“, nannte ihn Karoline einmal mit scharfer Zunge; und ein Freund hat ihm die Worte in den Mund gelegt:

Wie ein blinder Passagier  
Fahr ich auf des Lebens Posten,  
Einer Freundschaft ohne Kosten  
Rühmt sich keiner je mit mir.

Friedrich Schlegel suchte auf dem Lehrstuhl den Erfolg, der seinem Bruder entflohen war. Er hielt im Winter 1800 bis 1801 seine Probevorlesung „Über den Enthusiasmus oder die Schwärmerei“ und kündigte ein Kolleg über die Transzendentalphilosophie an. Wer aus Interesse für den Dichter der Lucinde in seine Vorlesung gelaufen war, blieb bald fort, gelangweilt von den zerrißnen Denkopoperationen eines Mannes, dem zum Dozenten nicht weniger als alles fehlte. Und was wollte er gar neben Schelling, der ihn ohne Mühe tot las! „Schlegel ohrfeigte die gesunde Vernunft, sagte einer, der ihn hörte; er sprach so verworren und mit so schlechtem Witz, daß er jetzt keine Zuhörer mehr bekommt.“ Mit wenig Ehren räumte er endlich das Katheder.

Im Jahre 1803 ging auch Schelling mit Karoline. Das letzte Reliquienstück der Jenerer Romantik blieb der kleine Gries. Er überdauerte selbst den Kriegssturm, der über das verlassne Nest hinfuhr. Steffens fand ihn noch im Jahre 1811 wieder. Schränke, Stühle, Tische, Büsten standen gerade so wie vor langen Jahren. Dieselbe Magd begrüßte den Fremdling, und der Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß immer noch auf seinem alten Stuhle, eine einbalsamierte Leiche aus einer schönen lebendigen Zeit.

Die einst in muntern Kreise zu Jena versammelt gewesen waren, gingen über die ganze Welt zerstreut und lehrten alle Heiden. Tragische Erscheinungen waren sie; sie haben die Schlacht verloren und haben doch gesiegt. Sie stehn uns heute wieder ganz nahe. Wir haben uns zu ihnen zurückgearbeitet und fühlen nun an unserm Herzen, wie laut einst das ihre geklopft hat. Was sie in ihren Tagen über die Befreiung der Frau, die Veredlung der Kultur, die Vertiefung des Lebens gesprochen; was sie gedacht und geträumt von einer großen Religion, die über allen kleinen Religionen, von einer großen Wissenschaft, die über allen kleinen Wissenschaften, von einer großen Menschlichkeit, die über allen niedern Vorurteilen und Befangenheiten steht — das ist auch das Sehnen unsrer Zeit.

